

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 33 (1953-1954)
Heft: 1

Rubrik: Kulturelle Umschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

★ Kulturelle Umschau ★

Zeitschriften Westdeutschlands und Österreichs

(In der vorliegenden Besprechung wird die Übersicht des Januarheftes 1952 fortgesetzt.)

Fast zufällig — doch was ist Zufall? Die Erörterung des philosophischen Problems würde zu weit führen — sagen wir also nur: beim Aufräumen, Ent- und Aufrümpeln, Ordnen, Vernichten und Sammeln sind uns einige Nummern des «Reich» von 1943 in die Hand gefallen. Da standen lange Leitaufsätze eines gewissen Josef Goebbels, der inzwischen verdorben und gestorben ist. Es würde nicht möglich sein, auf ihn den römischen Rat anzuwenden: *De mortuis nil nisi bene.* Aber sagen wir wenigstens etwas Wahres! Offen gestanden, was er vor einem Jahrzehnt schrieb und wovor er warnte, das scheint heute merkwürdig nahe und wirklich. Ganze Abschnitte seiner Ergüsse könnten manchmal buchstäblich von einem amerikanischen Staatsmann verfaßt sein. Jene Aufsätze betonten immer wieder als Hauptproblem das Wort «Europa». Würde Deutschland (und mit ihm Europa) besiegt, so rief Goebbels, dann würden sich nur noch zwei Weltmächte um die zerstörten und vereelndeten Trümmer streiten; der moskovitische Bär werde alles zu verschlingen suchen. Karikaturen zeigten dieses Ungeheuer über den rauchenden Resten ganz Europas, die Zähne auch gegen Roosevelt fletschend. — Wie erwähnt, das wurde vor zehn Jahren gesagt und gezeichnet. War die Voraussage falsch?

Gewiß, noch lebt Westeuropa. Aber auf seinem kleinen Gebiet stehen sich heute wirklich jene beiden einzigen Weltmächte gegenüber; zwei fremde, im Vergleich zu ihm fast geschichtslose Kontinente glauben auf seinen Ruinen und Gefilden die letzte, geradezu apokalyptische Entscheidung vorbereiten zu müssen. Verarmt, schwach, mißtrauisch, zerrissen und unterhöhlt sucht der verstümmelte, noch einigermaßen freie Rest Europas sich mit der furchtbaren Lage auseinanderzusetzen. Ohne daß es immer bewußt wäre, überschattet dieser kalte Krieg und mit ihm die Furcht (von Rudolf Pechel «dritte Weltmacht» genannt) das politische und wirtschaftliche Leben dieser wenigen, nur noch an Kultur und Erinnerungen reichen Länder Westeuropas, die sich täglich mehr auf sich selbst angewiesen sehen. Denn was sie in andern Erdteilen besaßen, an Handels- und Ausbeutungsmöglichkeiten, an militärischer Hilfskraft, an Versorgung mit Rohstoffen, verflüchtigt sich immer mehr, ja es wendet sich aufrührerisch gegen die Mutterländer. Dauert diese Entwicklung an — und sehr lange kann sie nicht mehr währen — so würde, wenn wir uns scharf und scheinbar widerspruchsvoll ausdrücken dürfen, z. B. Frankreich bald sein Heil statt bei afrikanischen Hilfstruppen bei einem deutschen Heer suchen müssen — und eher finden. Eine bittere Wahrheit, aber wohl die Wahrheit. Würde sie erfaßt, dann wäre «Europa» geboren und widerstandsfähig. Es handelt sich heute nur um das Erkennen der ungeheuren, geradezu metaphysischen Gefahr. Vor ihr müßte alles andere zurücktreten. Grauenhaft, bisher kaum geglaubt, treten aus den jetzt zu besprechenden deutschen Zeitschriften nationalsozialistische Greueltaten gegen Juden und Ostvölker hervor; auch

im Westen geschah zuletzt, als das deutsche Volk verhungert und durch die einzige kriegsentscheidenden Luftangriffe völlig desorganisiert und demoralisiert war, manches, das nie hätte geschehen dürfen, aber in gleicher Lage immer und überall von jedem Heer ähnlich verschuldet worden wäre. Daß furchtbare Verbrechen, wie z. B. die Verbrennung des Warschauer Ghettos, sich an den deutschen Namen heften und an ihm haften bleiben, wenn nicht *noch* bösere Erfahrungen alles verblassen lassen, halten wir für die übelste Folge des Krieges; sie ist schlimmer und länger andauernd als die Zerstörung blühender Städte. Denn sie wird auf Generationen hinaus allem Mißtrauen, allen Beschuldigungen und auch jeder Verleumdung Nahrung geben. Aber alle Fürchterlichkeiten würden weit übertroffen und erst völlig unheilbar werden, wenn die jetzt drohenden Gefahren verkannt würden. Wir glauben, Marschall Juin wollte dies seinen Landsleuten andeuten, wenn er in Straßburg sagte, daß «eine Invasion und eine Besetzung, die wir fürchten, nicht die gleiche Form annehmen würden wie frühere Besetzungen».

Die Kernfragen haben sich seit der früheren Besprechung wenig geändert und kaum erhellt. Ein neuer, stets wieder angefeindeter Pakt vermochte die Lage nicht zu entspannen. Saar-Abstimmung? Sie zeigt nur, daß seit Ludwig XIV. im Westen nichts Neues geschieht, daß Besitz und Macht herrschen und «Europa» vergessen. Nach wie vor beherrscht der kalte Krieg zwischen West und Ost und die verhängnisvolle Spaltung Deutschlands Politik, Wirtschaft und Kultur. Alles wird dadurch beeinflußt, sei es Regierungswechsel in Frankreich, Präsidentenwahl in USA, Krieg in Korea und Vietnam, Aufstände in Afrika, Loslösung von Kolonien, Besitz von Ölquellen, Zwist um Triest, Spannung zwischen arabischen Staaten und Israel. Auch auf theologische, kirchliche, philosophische, künstlerische Fragen dehnt sich der Einfluß aus. Dichtung, Theater, Kino ergreifen Partei und sind in Abhängigkeit geraten, auch wo sie sich krampfhaft dagegen sträuben. Literaturwissenschaft artet, nach Emil Staiger, in Soziologie aus. Wo Begriffe fehlen, stellt oft ein neues Wort sich ein; so braucht heute jeder mehr oder weniger integre Mensch den unlängst noch der höheren Mathematik vorbehaltenen Ausdruck «Integration».

Sucht man Klarheit im ungeheuren Wirrsal der Meinungen und Pläne, so gelangt der Ehrliche rasch zur wahrhaft faustischen Erkenntnis, wie schwer es ist, sie objektiv zu sichten. Welche Gegensätze weisen schon die uns vorliegenden Zeitschriften auf! Um persönliche Vorurteile möglichst auszuschalten, suchten wir die Probleme auch so zu sehen, wie sie in den bei uns maßgebenden Zeitungen erscheinen; wir denken an Aufsätze wie etwa «Die internationalen Spannungen und unsere Rüstung» (W. Bretscher), «Probleme des Aufbaus einer Europaarmee» (General Kruls), «Streit im Rettungsboot» (de Madariaga), «Deutsche Klippen» (W. Röpke), «Kommunistische Literaturdeutung» (E. Staiger). So in unsrern Überzeugungen gestärkt, glauben wir uns der Beurteilung der gleichen Fragen zuwenden zu dürfen, wie sie vom deutschen Standpunkt aus erscheinen — doch ach! es gibt ja keinen «deutschen» Standort: der Streit zwischen Brüdern, Parteien, Zonen, Ländern, Weltanschauungen ist erbitterter als je und gefährlicher für Europa als je. Oft wendet sich Zeitschrift gegen Zeitschrift. Daß rückblickend die Geschichte des Zweiten Reiches und z. B. das sehr verblassende Bild Bismarcks ohne Schonung bloßgelegt werden, ist selbstverständlich; aber hitziger Streit erhebt sich sogar um die Wertung von Dichtern, wie Jünger, Carossa, Binding, Rilke. Um ja noch ärmer zu werden, wühlt man sadistisch im geistigen Reichtum: man verhöhnt Bayreuth und schmäht das Wörterbuch der Brüder Grimm. Ist es ein Ausweichen vor den wirklichen Bedrägnissen? Ironisch heißt es im «Monat»: «Ganz zu Unrecht hält man den Vogel Strauß für ein dummes Tier. Für peinliche Situationen gibt es wirklich keine empfehlenswertere Lösung...». Die internationale Zeitschrift «Der Monat» will als Forum einer offenen Aussprache und Auseinandersetzung in Politik

und geistigem Leben dienen und einer möglichst großen Zahl verschiedener Stimmen aus allen Teilen der Welt Gehör verschaffen¹⁾). Dieses Versprechen wird prächtig erfüllt. Jedes der je etwa 110 Seiten starken, mit einigen guten Bildern geschmückten Hefte bringt ungemein reichen Lesestoff. Fesselnd werden uns Städte und Länder mit ihren heutigen Problemen nahegebracht, so etwa Wien (das Zentrum am Rande), Italien mit seinem Kommunismus, Jugoslawien, die verschollenen baltischen Völker, Marokko (ein für Frankreich sehr ungünstiger Bericht von «kolonialer Ausbeutung», Enteignungen, Verwandlung von Protektorat in Provinz, Reibungen mit den Arbeitern für amerikanische Flugplätze; Negerkinder lesen im Schulbuch: «Unsere Stammväter, die Gallier»). Sehr gut gemeint war ein Aufsatz von Jürgen Pechel: «Die Schweiz im Kalten Krieg», im ganzen richtig gesehen, wenn auch da und dort etwas vereinfacht, so wenn es heißt, im ersten Weltkrieg habe man in Zürich für die Mittelmächte Partei genommen, in Genf den Sieg der Alliierten erhofft. Pechels Hinweis auf die starke und gutausgebildete Armee von rund 550 000 Mann, die als das schlagkräftigste Heer Westeuropas gelte, könnte uns ja recht sein... Auch die von Persönlichkeiten entworfenen Bilder sind oft recht wertvoll (Löwith über Jakob Burckhardt; Camus über Nietzsche und Nihilismus), wenn auch einige kaum den Aufwand verdienen (Nestroy, Chaplin, Marquis de Sade, Casanova, Bert Brecht). Charakteristisch sind die Briefe, die mit Freimut widersprechen oder ergänzen; so hat sich z. B. über Brecht eine Diskussion entsponnen. Gut europäisch berührt die Rede des Franzosen Raymond Aron (vom «Figaro») vor Studenten der Universität Frankfurt. Er erwähnt, daß die 18 Millionen Bewohner Ostdeutschlands nach sowjetischer Auffassung als Geiseln behalten würden zur Verhütung eines deutschen Wiederaufstiegs und als wirksamste Methode zur Verewigung des Vakuums von 1945. Wie könnte sich Deutschland noch aus eigener Kraft eine verhältnismäßig ebenso gut ausgerüstete Armee schaffen, wie sie Schweden und die Schweiz besitzen? Die wohlbelegten Aufsätze Leithäusers über «Diplomatie auf schiefer Bahn» vermitteln ein empörendes Bild der Vorbereitung der Besetzung der Tschechoslowakei und Österreichs durch Trug, Falschmeldungen und gebrochene Ehrenworte. In Heft 40 bearbeitet G. F. Hudson («Die Toten von Katyn») nach den neuesten polnischen Quellen jenen berüchtigten Massenmord, dem ein Drittel des gesamten Vorkriegs-Offizierskorps der polnischen Armee, Aktive wie Reservisten, zum Opfer fiel. In einem Nachtrag (Heft 42) weist der Pole Josef Mackiewicz auf den Untersuchungsausschuß hin, den der USA-Kongreß bestellt hat; er hofft, «daß die bolschewistischen Mordtäter vor aller Welt gebrandmarkt werden». Er nennt Katyn «die schrecklichste Greueltat des verflossenen Krieges». Im November 1952 wurde festgestellt, daß ein beweiskräftiges Dokument verschwunden sei, um 1943 den neuen Verbündeten Stalin nicht zu erbittern. Man vergleiche übrigens im Buch «Die Sterne sind Zeugen» von Bernard Goldstein das von Moskau gewollte Verbluten des polnischen Aufstands 1944 gegen die Deutschen. Über die im Gang befindliche Ausmerzung aller früheren Offiziere und die Sowjetisierung der neuen polnischen Armee berichtet ein Auszug aus dem Manchester Guardian.

In ganz ähnlichem Sinn behandelt solche Fragen auch Robert Ingram in «Neues Abendland»²⁾. Er weist u. a. darauf hin, daß 1943 die polnische Exilregierung Überprüfung des deutschen Berichts über Katyn durch das Rote Kreuz beantragte, worauf Stalin den Verkehr mit dieser 1941 von den Briten als verbündet anerkannten Regierung abbrach. Scharf wendet sich Ingram gegen jene Journalisten, die wähnen, man könne die Gegenwart beurteilen und die Zukunft durchdringen, ohne mit der Vergangenheit vertraut zu sein. Den katholischen, föderalistisch-bayerischen Standpunkt dieser Zeitschrift haben wir schon früher festgehalten. Es kann daher nicht überraschen, wenn Richard Sexau im übrigens lesenswerten Aufsatz «Ludwig II. und Bismarck» Preußen als «Erbfeind Deutschlands» bezeichnet (gemeint ist natürlich ein habsburgisches oder wittelsbachisches Großdeutschland) und

den Satz des Ministers v. d. Pfordten vom 21. Januar 1871 (Kaiserwahl!) anführt: «Vor 78 Jahren haben die Franzosen ihren König ermordet; heute haben die Abgeordneten Bayerns ihren König und ihr Land unter die preußische Militärherrschaft mediatisiert. Finis Bavariae!» Man lese aber auch «Preußens neue Ehre» von Herre! Sexau berichtet anderswo über «Diplomaten unter Hitler», wobei Ernst Frh. von Weizsäcker als «Seele des Auswärtigen Amtes», aber in sehr günstigem Licht, erscheint. In neuem Licht strahlt auch in «Bildnis eines christlichen Staatsmanns» von René Murbach «Ludwig der Heilige». Wie sehr dieser König christliche Friedensliebe und nüchterne Realpolitik in Einklang zu setzen wußte, habe seine Verständigung mit den Nachbarmächten Aragon und England gezeigt. Überraschend ist Ludwigs Auftreten gegen kirchliche Mißbräuche (13. Jahrhundert!) und seine Neutralität im Kampf zwischen Kaiser und Papst. Die von Rom zum «Kreuzzug» gegen Friedrich II. befohlene Geldsammlung verbot Ludwig in Frankreich. Er war auch gegen den Eroberungszug seines Bruders Karl von Anjou nach Neapel. Emil Franzel schildert Portugal als den bestregierten Staat Europas; aus einem völlig verarmten und stets unruhigen Land sei es im Geist des Christentums dem Katholiken Salazar möglich geworden, einen Musterstaat zu gründen. Seltsam, daß eine Verteilung der portugiesischen Kolonien zwischen Großbritannien und dem Deutschen Reich im Windsor-Vertrag 1914 bereits unterschrieben gewesen sei. Mit Heilmann: «Christliches Gewissen zwischen West und Ost» kommt auch eine evangelische Stimme zu Wort, die eine christliche Neutralität gegenüber dem Kommunismus entschieden ablehnt. Auch die kulturellen Beiträge dieser Zeitschrift sind warm zu begrüßen, so etwa eine Deutung Momberts («Ein Visionär in unserer Zeit») durch Richard Benz. Scharf verurteilt wird die in München aufgeführte Jazz-Kantate «Apokalypse» oder auch des ostdeutschen «Friedensfürsten Wilhelms III.» (Pieck!), Geschenk von Chopin-Manuskripten aus der Preußischen Staatsbibliothek an Polen. Erik v. Kuehnelt-Leddihn: «Die Angelsachsen und der Sowjetismus» hält keine «dritte Kraft» zwischen den beiden Kolossen möglich: «Wir stehen und fallen mit den Angelsachsen». Diese werden übrigens auch nicht idealisiert; Roosevelt kommt nicht gut weg, wenn man erfährt, daß er als einzige Vorbereitung für die Behandlung deutscher Fragen an der Teheraner Konferenz seine Sekretärin beauftragte, Emil Ludwigs «The Germans» in seinen Koffer zu packen.

Solche Nachrichten würde man eher in «*Nation Europa*» erwarten, die der «europäischen Erneuerung» dienen will, dabei aber schwer von Vorstellungen der deutschen Dreißigerjahre loskommt³⁾. Schon deswegen hat sie eine «schlechte Presse» in Deutschland sowohl wie bei uns, wo z. B. der «Beobachter» sich die Gelegenheit nicht entgehen ließ, unter den Herausgebern belastete «faschistische» Persönlichkeiten zu entdecken. Es scheint vielen unerträglich, daß neben Deutschen auch Franzosen, Engländer, Niederländer sozusagen eine einheitliche Kampfgemeinschaft bilden würden. Das aber strebt die Zeitschrift an. Sie berichtet von «europäischen Soldaten französischen Stammes», die nebeneinander das Bändchen der Ehrenlegion und das Eiserne Kreuz tragen — zwei ursprünglich gegensätzliche Auszeichnungen. Sie wagt auch, die Zahl der «von Hitler ermordeten sechs Millionen Juden» anders zu berechnen und weit tiefer anzusetzen. Dadurch wird freilich die moralische Belastung keineswegs verhindert; anderseits könnte Zuverlässigkeit nur gewinnen, wenn solche Schätzungen geprüft würden, bevor sie zum Mythos werden und als Geschichtsquellen dienen. Recht geben muß man der Befürchtung, bei der jetzigen Bolschewisierung der mittel- und ostdeutschen Jugend gehe sie nicht nur für Deutschland und Europa verloren, sondern werde morgen die große Gefahr für den Westen werden.

Die eben erwähnte «*Nation Europa*» wird von Rudolf Pechel, dem beliebten Herausgeber der wieder in neuem Gewand und nun auch anderem Verlag erschei-

nenden «Deutschen Rundschau» als antisemitisch bezeichnet und zwar in einer Be- trachtung «Zur Woche der Brüderlichkeit», die als Prüfstein des ehrlichen Willens zur Wiedergutmachung eben die Einstellung zu den Juden bezeichnet. Die Brüder- lichkeit ende in der Sowjetzone, die eine «Woche des Hasses» proklamierte und Einfuhr westdeutscher Medikamente mit Zuchthaus bedroht⁴⁾. Rudolf A. Schröder erkennt in «Neutralität?», daß trotz aller Bedenken den Deutschen nur der Weg in die westliche Völkergemeinschaft bleibt. Er hört den wölfischen Unterton in der östlichen Pastoralschalmei und sieht ein, daß angesichts eines Gegners, «der auch dem letzten Rest christlicher Freiheit mit Hammer und Sichel den Garaus machen würde», Weisungen der Bergpredigt nicht anwendbar sind. Friedrich Torberg fragt: «Gefährdet Amerika den Frieden?» und schildert den nur vom höhnischen Lachen Wischinskys gestörten Grabesfrieden, der sich über alle Länder breiten würde — «und diesen Frieden gefährdet Amerika in der Tat». Sehr lesens- wert ist ein Nachruf Hans von Raumers auf Rathenau, den man von neuer Seite kennen lernt. «Er war als ein Jude geboren und blieb Jude — aber er schrieb gegen Juda mit unerhörter Schärfe». Auf das Waffenstillstandsgesuch 1918 antwortete Rathenau mit einem flammenden Aufruf zu allgemeiner Erhebung. Der Traum des Ermordeten sei gewesen, unter den Klängen von Siegfrieds Trauermusik vom deut- schen Volk zu Grabe getragen zu werden. — Erwähnt sei nur noch eine Ausein- andersetzung mit der Schrift Feldmanns «Kirche und Staat im Kanton Bern»; Barth erscheint mit einem Komplex behaftet, der den Streiter gegen den hit- lerischen Totalitarismus hindert, den stalinischen zu erkennen und ihn in bedenk- liche Nähe des Nihilismus führe.

«Die Unduldsamkeit, die Gewalttätigkeit und die Grausamkeit, die die Men- schen seit Jahren Tag für Tag über sich ergehen lassen, ohne anders zu reagieren als durch Vergeltung mit der gleichen Unduldsamkeit, Gewalttätigkeit und Grau- samkeit, wäre undenkbar ohne die terribles simplificateurs, die das Massenhirn fabriziert haben». So schließt eine Untersuchung über «Das Massenhirn» von Hendrik de Man in Heft 44 des «Merkur»⁵⁾. Die ausgezeichnete Zeitschrift wurde früher gewürdigt. Herausgreifend seien kurz erwähnt C. F. v. Weizsäcker: «Das neue Bild vom Weltall» aus einer naturwissenschaftlichen Vorlesung in St. Gallen. H. Jacobi widmet unserem Fritz Ernst einige Seiten, Grete Schaefer schreibt über Carl J. Burckhardt. Rudolf Kaßner steuert eine wundervolle Betrachtung «Der eiserne Vorhang» bei, Max Rychner eine ausgezeichnete «Deutsche Weltliteratur», Margret Boveri spricht über «Rapallo: Geheimnis, Wunschtraum, Gespenst». Fast allzu kritisch wird das Grimm'sche Wörterbuch betrachtet, das nach hundert Jahren noch unvollendet ist. Gefallen hat uns ein Satz, moderne Kunst sei oft nur er- träglich, «weil und soweit sie erheitert». Auffallend ist in den «Erinnerungen an Hofmannsthal» von Willy Haas ein Brief des österreichischen Dichters mit einem vernichtenden Urteil über Heinrich Mann; Hofmannsthal wendet sich 1927 mit schärfsten Worten gegen eine «solche Figur» und ruft aus: «Warum liest man nie ein wahres Wort über einen solchen Literaten? Warum sind alle diese Zu- stände bei uns so verlogen?» Da ist die winzige Erzählung «Die Photographie» von Carlo Cocciali liebenswürdiger: Einer Sterbenden wird etwas zum Ausrichten an einen Verunglückten aufgetragen; als die Todkranke fragt, wie sie den jungen Mann im Himmel erkennen kann, gibt die naive Italienerin ihr sein Bild mit. —

Neben diesem rührenden Geschichtchen wirkt die indische Erzählung «Das Leichenhemd» nur als Schwank. Sie findet sich in den «Frankfurter Heften», einer ebenfalls sehr wertvollen Monatsschrift⁶⁾. Hier gibt nun Walter Dirks die ersehnte Untersuchung «Über Integration», dieses vor sieben Jahren nur Mathe- matikern, Biologen und Soziologen bekannte Wort, das dann über Nacht Mode wurde; 1947 wurde zum ersten Male von «europäischer Integration» gesprochen, aber heute beginne man sich jenes Wortes vom Ganzwerden Europas oder vom

Europawerden der Völker fast zu schämen. In einem andern Aufsatz äußert sich Dirks zur europäischen Verteidigungs-Gemeinschaft, zu der er eigentlich Nein sagen müßte, aber dennoch Ja sagt. Es fällt das Wort von «Koreanisierung» Deutschlands. Heinrich Bauer erkennt in «Ostasien und das Vierte Zeitalter» das Ende der Kolonialherrschaft. Er weist auf Mißgriffe und verfehlte Möglichkeiten hin, die schon mit dem Opiumkrieg begannen; 1900 wurde der Sommerpalast bei Peking zerstört, und noch 1920 stand am Eingang eines Parks in Shanghai: «Zutritt für Hunde und Chinesen verboten». Ergreifend schildert Luise Rinser «Ich erlebte zwei Wallfahrtsorte»; sie erzählt von den angeblichen Marien-Erscheinungen in Heroldsbach und anderseits von der Möglichkeit des Wunders in Lourdes. Oskar Maria Graf schreibt über Rilke, S. v. Radecki lehrt uns in Karl Kraus einen ganz bedeutenden Sprachmeister kennen. Ausgezeichnete Belehrungen gibt Joachim Kaiser über das «Schauspiel in der Bundesrepublik». Auch wo man nicht einverstanden zu sein braucht, bewundert man das Können in glänzend verfaßten Glossen («Die Raupen des heiligen Bonifatius»). Krämer-Badoni wendet sich humorvoll in «Verruchte moderne Welt?» gegen Schlagworte, z. B. die Behauptung Niemöllers, der Osten organisere kulturelle Veranstaltungen, während der Westen den Arbeitern in der Freizeit nichts biete. Auch Massensuggestion sei nicht neu. Ein erfrischender Angriff gegen Phrasen! Die «Frankfurter Hefte» sollen, da in den Zielen verwandt, auch Ersatz bieten für die mit Heft 10 leider eingegangene «Aussprache»⁷). Schade! Möge es kein Omen sein, daß diese sich «europäisch» nennende Zeitschrift nicht mehr erscheint. Sie brachte gute Kurz-Schilderungen von Städten und Ländern, kleine Erzählungen, vortreffliche Berichte, vernünftige Einstellung zu den politischen Problemen. Mit den Besprechungen wären wir nicht stets einverstanden. Sogar ausgezeichneten Kritikern wie Rauch und Kaiser fehlt manchmal Mut oder Einsicht, Überschätztes ohne Pathos oder Verkanntes ohne Spott zu würdigen.

Gleicher tadeln wir an der sonst so viel Gutes bringenden literarischen Monatsschrift «Welt und Wort», deren Leseproben vielen so erwünscht sind⁸). Da lobt O. von Pander an einem von Druckfehlern wimmelnden Buch über Wagner und Italien: «Sein Reiz liegt in der Konkretheit seiner Darstellungsweise» (man vergl. unsere Besprechung im Februar-Heft). Darf ein Aufsatz über den Wildwestroman schreiben, seine Anfänge lägen bei Mark Twain und Bret Harte, ohne offenbar etwas von Cooper, Ferry, Aimard zu wissen und ohne von Gagern zu erwähnen? Kann über den Nibelungenstoff (Hebbel, Mell) geschrieben werden, ohne daß der Verfasser etwas von Wagner zu ahnen scheint? Klein schildert «Rilkes Begegnung mit der Frau»; auch hier ist Vollständigkeit nicht angestrebt; bemerkenswert ist u. a.: «Der Philosoph Rudolf Kaßner hat die werbende Verehrung Rilkes nie aus vollem Herzen erwidern können». Man lese auch Inge Meidinger-Geise: «Franz Kafka und die junge Literatur».

Kafka wie Rilke erscheinen häufiger als je. Sogar im «Philosophischen Literaturanzeiger» finden wir Hinweise auf den Dichter von Muzot⁹). So erwähnt die Besprechung des Buches von Kurt Leese: «Die Religionskrise des Abendlandes» einen großen Abschnitt über Rilke, der als bedeutendster Vertreter der vielen namenlosen Einzelgänger gezeigt wird, «die zu keiner Form der konfessionellen Verkündigungen mehr Zugang finden». Auch das Werk von Gabriel Marcel: «Homo Viator (Philosophie der Hoffnung)» enthalte eine feinsinnige Deutung der Dichtung Rilkes als «Bekenntnis tiefer religiöser Erfahrung» trotz «zunehmender Entfernung vom Christentum». Vom «Orphismus» Rilkes wird sogar eine Verjüngung und Verwandlung unserer zerrütteten Welt erhofft. Eine neue Deutung der griechischen Tragödie gibt Gerhard Nebel im Buch «Weltangst und Götterzorn». Am Schluß drängt sich die Frage auf, ob die ausweglose Verzweiflung der Tragiker die unmittelbare Offenbarung hellenischen Geistes war oder eher die beseligende Verklärung der bildenden Kunst. In «Hegel et l'Etat» zeigt Eric Weil, daß Hegel in

dem zum «idealen Vernunftstaat» erhobenen Preußen an jenes der Stein-Hardenbergschen Reform gedacht hat.

In lange nicht so hohen Sphären bewegt sich die «*Aktion*», die leider auf Ende letzten Jahres ihr Erscheinen einstellen mußte¹⁰⁾. Aber es ist zu hoffen, daß sie Kreise erreichte, die nicht Abhandlungen über platonische Philosophie oder über Existentialismus suchen. Kurze Berichte über laufende Fragen wurden durch satirische Zeichnungen und etwas moderne Bildchen und Gedichte gewürzt, auch durch nicht immer geschmackvolle Witze (wie etwa «Der politische Mittagstisch» oder «Sowjetzonale Volksgerichte» wie Kremlklößchen, Becherschmarren, Brechtbohnen usw.). Auch die Aufsätze schürften nicht tief; so erzählt Kurt Kersten in «Westindische Sorgen» naiv von ungepflegten Wäldern und ihrem zu langsamem Wachstum. Aber die «Aktion» war doch zweifellos berufen, in all jenen Problemen eine gute Wirkung auszuüben, die im Grunde heute die einzige wichtigen sind. So gab z. B. die unerschrockene Herausgeberin Frau Buber-Neumann im April auf nur zwei Seiten sehr kluge Bemerkungen zur sowjetischen Note in der Deutschlandfrage, die das «unehrliche Spiel» in all' seiner «Gefährlichkeit und Verlogenheit» kennzeichneten. Ein anderer kurzer Bericht «Hier spricht Wolga» zeigte, in wie abstoßender Weise der sowjetische Sender Militarismus und Friedensphrasen vermengt.

Durch maßvolle Kritik zeichnet sich die schon früher empfohlene großformatige Halbmonatsschrift «*Die Gegenwart*» aus¹¹⁾. Auch wo man anderer Ansicht sein könnte, etwa in der Betrachtung des Möglichen in der Politik, ist die anständige Darlegung sehr zu schätzen. An Adenauer wird manches getadelt, wobei wir erfahren, daß es eine Wochenzeitschrift «Das Parlament» gibt, die den Bundestag dem deutschen Volk nahebringen soll. Sehr gern liest man eine Würdigung des Roten Kreuzes, das mit «unerschütterlicher Geduld» versuchte, in Nordkorea Zutritt zu bekommen: «Es steht hilflos vor dem Eisernen Vorhang und würde doch sich selbst verleugnen, wenn es sich für Ost oder West entscheiden müßte. Seine ganze Idee — inter arma caritas — muß in eine schwere Krise geraten, wenn sein Geist der Menschlichkeit und Neutralität nicht mehr verstanden wird». Aufsätze über Katyn und «Die apokalyptischen Tage» (Untergang des Warschauer Ghettos) fassen das oben da und dort Erwähnte gut zusammen. Endlich finden wie auch einen Bericht über die Schweiz («Im Windschatten der Geschichte»), der von wirklicher Einsicht zeugt und sich von den sonst sozusagen nie fehlenden kleinen Irrtümern freihält. Besonders zu schätzen sind die meist mit feinem Humor verfaßten Glossen, wie etwa über das deutsche Mädchen, das sich in Helsinki als «Friedensengel» einmischen wollte, oder «Krabben und nationale Würde». Einen Bericht über das Flugzeugunglück bei Frankfurt könnte sich die Mehrzahl der Reporter als Muster nehmen. In einem Aufsatz über Tunis wird gefolgert, daß Frankreich ein um so unwilligerer Europäer werde, je mehr versucht wird, seine Einheit mit den überseeischen Besitzungen zu beeinträchtigen, und um so störender werde sein Widerstand gegen die Einbeziehung Deutschlands in das europäische System.

Österreich besitzt in der «*Furche*» eine kulturpolitische Wochenschrift, die uns in manchem an die vorgenannte erinnert und warm empfohlen sei¹²⁾. Die großformatige, einige stets interessante, wenn auch nicht besonders gut gedruckte Bilder bringende Zeitung vermittelt sehr erwünschte Aufschlüsse vom katholischen Wiener Standort aus. In «Demokratie mit Rückgrat» schildert Eugen Lanske die wirtschaftliche Lage, Preisgestaltung, Verbrauch und fordert Einsparungen zur Vermeidung einer aus politischer Schwäche drohenden Inflation. «Auch Demokratien haben ihre Höflinge, die dem Volke nach dem Munde reden. In den Shakespearischen Königsdramen ist diesen Höflingen der „Narr“ gegenübergestellt, der allein die Wahrheit spricht; unter Umständen ist dieser Narr der einzige Gescheite». Aus einem Bericht über Jugendseelsorge erfährt man, daß jetzt ein sehr großer Teil

des Volkes geradezu zu Gottlosigkeit verurteilt zu sein scheint. Ein Aufsatz setzt sich für die 1945 nach Österreich ausgewanderten 300 000 Deutschen ein. Wöchentliche Randbemerkungen arbeiten für kulturelle Sauberkeit, auch wenn sie bloß von Nebensächlichem ausgehen, etwa von den Worten «Heiligtum» und «eingeweih» (Minister Diplomingenieur Waldbrunner hat die Limbergsperre des Kapruner Kraftwerkes als «Österreichs Nationalheiligtum eingeweih»). Die literarische Beilage «Der Krystall» bringt kleine Erzählungen, Gedichte, Skizzen, Besprechungen.

Österreich verdanken wir auch «Das Antiquariat», Halbmonatsschrift für alle Fachgebiete des Buch- und Kunstantiquariates, wahrhaft ausgezeichnete Hefte, die weit mehr bieten, als der Titel vermuten ließe¹³⁾. Jeder Bücherfreund wird darin viel Belehrung und Anregung finden. Erwähnen wir nur einige Titel aus dem prächtigen Festschrift-Heft vom 15. August. Da spricht u. a. Pierre Bourgeois (Bern) über Zweck und Aufbau der Gesamtkataloge, Suzanne Briet (Paris) über «Translation de la Bibliothèque Royale sous la Monarchie de Juillet», L. Brummel (The Hague) über «Organization of Bibliography». Sehr wertvoll sind Beiträge wie «Zur Analyse der sechs Knoten von Albrecht Dürer» oder «Ein unveröffentlichter Augenzeugenbericht über Napoleon I. an Bord des Bellerophon im Kriegshafen von Plymouth, Juli/August 1815». Von den zahlreichen andern ausgezeichneten Aufsätzen sei wenigstens noch «Ein Streifzug durch die Rilke-Forschung» von Walter Ritzer erwähnt.

Österreich schenkt uns noch eine dritte Monatsschrift «Freude an Büchern», bei aller Anspruchslosigkeit vortreffliche Monatshefte für Weltliteratur¹⁴⁾. Kurze, aber fast immer sehr lesenswerte Aufsätze sprechen z. B. vom «Geheimnis des Schöpferischen», «Freude durch Dichtung», «Variationen über den Leser», «Vom Kunstprinzip des Verschweigens». Es folgen sehr gut ausgewählte Leseproben, oft mit Bildnissen.

Unter den wertvollen Beiträgen der den evangelischen Standort hervorhebenden Monatsschrift «Zeitwende» finden sich oft auch schweizerische¹⁵⁾. Hans Bänziger behandelt im Aprilheft die deutschschweizerischen Erzählungen der Gegenwart, im Juli die Lyriker. Er vermutet, daß Walter, Strub, Rychner, Zemp, Ehrismann, Zollinger dauern werden. Adolf Keller bringt Neues vom Sinai. Peter Dürrenmatt betrachtet die Beziehung Deutschland-Frankreich als Kernstück der heutigen Europafrage. Dazu vergleicht man gern die Rede des deutschen Bundespräsidenten Heuß an Albert Schweitzer. Heuß sieht ebenfalls im deutsch-französischen Verhältnis das europäische Zentralproblem und begrüßt Schweitzer: «Heute ein Symbol, das Symbol des Menschen, der von beiden Nationen geistig nahm, der beiden diente und beide reicher machte und der in beiden geliebt wird». Man lese auch «Dolchstoßlegenden — einst und jetzt» von Karl Strölin und «Kirchliche Wandlungen im osteuropäischen Raum» von Hans Koch. Scharf hebt sich das planmäßige Rollenverteilen je nach Bedarf ab, indem z. B. 1941, da auf die Angelsachsen eingewirkt werden sollte, der Verband der «Kämpfenden Gottlosen» aufgehoben wurde, die diplomatischen Vertreter der Sowjets im Ausland auf Befehl plötzlich an christlichen Gottesdiensten teilnahmen und der Moskauer Rundfunk eine «christliche Stunde» einführte. Eine Moskauer Synode hat am 17. Juli 1948 den Vatikan geradezu verflucht als «Brandstifter von zwei imperialistischen Kriegen», die der Papst «brudermörderisch schüre». Wilhelm Maurer spricht gut über «Luther und die Einheit des Abendlandes». Schade, daß der sonst lesenswerte Kritiker Richard Bochinger in einer «Umschau» über Dante und Wolfram von Eschenbach gegen ein Werk Wagners einen Ausfall unternimmt, der tiefe Unkenntnis verrät und das Zutrauen verdirbt.

Auf das «Europa-Archiv» kann wiederum mit wärmster Anerkennung hingewiesen werden¹⁶⁾. Es ist unentbehrlich für jeden, der das politische Geschehen an den Quellen studieren will. Ausgezeichnete Arbeiten pflegen die zuverlässige, genau

belegte Dokumentation zusammenzufassen, so etwa Erika Feldmann «Die Londoner Osteuropakonferenz der Europäischen Bewegung». Erschütternd ist der Appell der Kommission für Jugendprobleme, die den furchtbaren Druck feststellt, unter dem die Jugend in Osteuropa leben muß. «Die Zeit arbeitet für unsere Gegner. Die erfahrene ältere Generation wird schwinden. Macht sich diese Generation hinreichend Gedanken darüber, wer oder was an ihre Stelle treten wird?» Mit Grauen verfolgt man auch die von Boris Meißner verarbeiteten Urkunden über die sowjetische Deutschlandpolitik von Stalingrad bis Potsdam und erkennt die ungeheuren, von den westlichen Verbündeten meist übersehnen Zumutungen und die versäumten Möglichkeiten. Schon in Jalta zeigten sich Spannungen. In Teheran hatte Stalin die «Liquidierung» von 50 000 deutschen Offizieren gefordert, wogegen sich Churchill erbittert zur Wehr setzte. «Es zeigte sich, daß Entmilitarisierung, Entnazifizierung und Demokratisierung von sowjetischer Seite stets nur als Mittel für eine tiefgehende soziale Umschichtung aufgefaßt wurde».

Fast ein Wunder scheint es, wenn trotz allem die gediegenen Vierteljahreshefte von «Die Neue Rundschau» nun im 63. Jahrgang weitererscheinen¹⁷⁾. Neben zwei Erzählungen von Virginia Woolf bringt ein Heft u. a. eine kurze, aber inhaltreiche Betrachtung über modernen Historismus von Carl Misch, einen Aufsatz «Hans Delbrück» von Axel v. Harnack, Valérys «Poésie perdue», eine Szene aus Christopher Frys «Der Erstgeborene», die geschichtliche Abhandlung «Der Umbruch von 1792/93» von Alexander Rüstow, sehr anregend, wenn auch da und dort Widerspruch weckend. Eine Fülle neuer Gesichtspunkte bringt «Das Bild Bismarcks» von Werner Richter. Der «eiserne Kanzler» war in Wirklichkeit nervös und unharmonisch, hin- und hergeworfen vom Erbgut des junkerlichen Vaters und der von überintellektualisierten, fast jakobinischen Bureaucraten abstammenden Mutter. Sein Werk ist tot. Fast als Erholung empfindet man die Verschollenheit einer andern Kaiserzeit, wie sie in Mechthild Babinger-Merlins «Palast und Kastell Lucera» des Staufers aufleuchtet. Ein Aufsatz Rudolf Borchardts heißt «Die Entdeckung Amerikas». Man erwartet ein Columbus-Buch, wie de Madariaga jüngst ein so ausgezeichnetes herausgab. Jener Titel ist aber irreführend; es handelt sich zwar auch um eine wertvolle Entdeckung, aber immerhin nur um die der Poesie von Edna St. Vincent Millay, einer in Europa noch unbekannten, aber sehr großen Dichterin.

Für die vielseitige, auf allen Gebieten der Wissenschaft, Kunst und Literatur vorzügliche Beiträge liefernde «Universitas» und die ausgezeichnete «Außenpolitik» muß heute auf die frühere Besprechung verwiesen werden. Für «Die Sammlung»

¹⁾ Chefredaktor Melvin J. Lasky, Berlin-Dahlem. Vertrieb: Die Neue Zeitung, München 13. ²⁾ Herausgeber Dr. Gerhard Kroll. Verlag Neues Abendland, München 27/Christiana-Verlag, Zürich. ³⁾ Herausgeber Arthur Ehrhardt, Coburg. Verlag Nation Europa, Coburg. ⁴⁾ Herausgeber Rudolf Pechel. Montana-Verlag Darmstadt/Zürich. ⁵⁾ Herausgeber Joachim Moras und Hans Paeschke. Verlag Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart und Baden-Baden. ⁶⁾ Herausgeber Eugen Kogon und Walter Dirks. Verlag Frankfurt a. M. ⁷⁾ Herausgeber Rüdiger Proske, Charles Maignial, Karl Rauch. Karl Rauch-Verlag, Düsseldorf. ⁸⁾ Herausgeber Dr. Ewald Katzmüller und Karl Ude, München. Heliopolis-Verlag Tübingen. ⁹⁾ Herausgeber Prof. Dr. Ed. May, Berlin-West, und Dr. G. Schischkoff, München. Bronnen-Verlag, Schlehdorf am Kochelsee, Obb. ¹⁰⁾ Herausgeber Margarete Buber-Neumann, Frankfurt a. M./Aktion-Verlag Helmuth Faust, Frankfurt a. M. ¹¹⁾ (Viele Herausgeber), Frankfurt a. M. ¹²⁾ Herausgeber Dr. Friedrich Flunder. Verlag «Herold», Wien VIII. ¹³⁾ Walter Krieg-Verlag, Wien I. ¹⁴⁾ Donau-Verlag, Wien I. ¹⁵⁾ (Viele Herausgeber), Evangelisches Verlagswerk Stuttgart-O. ¹⁶⁾ Herausgeber Wilhelm Cornides. Verlag für Geschichte und Politik, W. Cornides, Frankfurt a. M. ¹⁷⁾ Herausgeber G. Bermann Fischer. S. Fischer-Verlag, Frankfurt a. M. ¹⁸⁾ Evangelisches Verlagswerk Stuttgart-O.

sei noch eine Fortsetzung der Raabe-Betrachtungen von Erich Weniger nachgetragen: «Wilhelm Raabe und die Bildung»¹⁸). Die Arbeit ist vortrefflich, aber man möchte doch statt von «Seinskategorien» und «Bildungsschnörkeln» etwas mehr vom Wesentlichsten, nämlich vom Humor Raabes erfahren. Es schiene uns fruchtbar, vergleichend auf Jean Paul und Dickens hinzuweisen. Zur Kritik Raabes durch E. Jünger in seinem Kriegstagebuch «Strahlungen» wäre zu bemerken, daß Jünger selbst noch ganz andere Zumutungen stellt als die von ihm so getadelten stilistischen Verschnörkelungen bei Raabe. Ein Titel scheint verwechselt: «Unruhige Gäste» statt «Zum wilden Mann». Sehr gut spricht Hans Fraenkel über «Die zweisprachige deutsche Schweiz». Der Titel könnte befremden; es handelt sich aber um eine ausgezeichnete Betrachtung des Nebeneinanders von Schweizer- und Hochdeutsch, wobei auch die viersprachige Schweiz mit trefflichen Ausführungen bedacht wird. Der Aufsatz beginnt mit Albrecht Hallers Satz «Ich bin ein Schweizer, die deutsche Sprache ist mir fremd», und schließt für die Deutschen: «Politisch werden wir uns der Schweiz um so mehr nähern, je fester wir uns in Europa einfügen». Unsere Leser erinnern sich wohl noch des guten und notwendigen Aufsatzes «Der Geist des Marxismus» von Hans Leisegang in unseren Monatsheften. Kaum zwei Monate nach seinem Erscheinen starb der hervorragende Philosoph und Wahrheitskämpfer. Einen ergreifenden Nachruf brachte die «Sammlung» im Januarheft. Aus der Rede des Rektors Trillhaas vor den sieben Göttinger Burschenschaften am 26. Januar 1952 sei als Schluß festgehalten: «Wir haben nicht mehr viel Zeit zu verlieren. Wir können es uns nicht leisten, zurückzuschauen, wenn wir die Hand an den Pflug legen, sondern wir müssen mit nüchternem Auge die Furchen abmessen, die wir jetzt in einem steinigen Erdreich zu ziehen haben. — Glückauf zu dieser Arbeit! Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag».

Glaubt er es wirklich? Dürfen wir hoffen?

Karl Alfons Meyer

Wiedertäufer und Vagabunden

Pariser Theaterchronik

Daß der diesjährige Winter nur wenig wertvolle Stücke und nicht viele außergewöhnliche Aufführungen gebracht hat, darüber ist sich die Pariser Kritik und das Publikum bald einig geworden. Es ist nicht unsere Art, wie jene nie zu sättigenden Snobs müde festzustellen, daß im Théâtre Marigny die Startruppe von Paris: J.-L. Barrault und Madeleine Renaud diesen Winter nicht spielen, sondern auf Tournée in Amerika weilten, daß man ferner kein neues Stück von Sartre, Camus, Montherlant, Gabriel Marcel (zu schweigen von François Mauriac) und Cocteau gesehen habe, was eben den matten Eindruck der vergangenen Saison erkläre. Wenn in einer Theaterstadt wie Paris, wo in kaum glaublicher Vielzahl Theater aller Gattungen, aller sozialen und geistigen Ansprüche und Abstufungen spielen, die konsakrierten Autoren einmal schweigen, ist die Spannungslosigkeit, die Gleichgültigkeit, welche der Spielplan einer Saison hinterläßt, nicht unbedingt der Zurückhaltung der Großen zuzuschreiben. Im Gegenteil, selten waren für Unbekannte die Chancen so günstig, entdeckt zu werden. Wer wurde entdeckt? Ein einziger: Samuel Beckett.

Die kleinen Bühnen, meist in schlecht beleuchteten Nebenstraßen der Boulevards gelegen, sind oft die wagemutigsten und anspruchsvollsten. Es scheint, als

ob sie im Maße, wie ihre finanziellen Schwierigkeiten wachsen, immer kühner in der Auswahl der Stücke, im Stil der Darstellung und Inszenierung würden. Ein verwegenes, aber aussichtsloses Experiment war es, *Friedrich Dürrenmatts* «Es steht geschrieben» als «*Les Fous de Dieu*» aufzuführen. Der im Französischen abstoßend klingende Titel war ein Omen: aller Aufopferung der jungen Schauspieler zum Trotz wollte sich niemand ein Stück ansehen, in welchem unausgereifte Gedanken, ungeformte abstruse Bilder in die Geschichte von den Wiedertäufern in der Stadt Münster so grotesk wie überflüssig hineingemengt wurden. Das dionysische Theater, man verstehe darunter den explosiven Ausbruch von Rausch, Lebensangst und unausgegorener Theologie, gewürzt mit Kraftworten und Obszönitäten, erlitt eine Niederlage, nachdem die gleiche junge Schauspieltruppe (Kathérine Toth und André Reybaz) ebenfalls im «*Théâtre des Noctambules*» mit ähnlichen Stücken von Ghelderode noch vor zwei Jahren begeisterte Zustimmung geerntet hatte.

Freilich ist das Werk des Belgiers *Michel de Ghelderode* ein weitreichenderes und gesammelteres als dasjenige des viel jüngeren Schweizers. Dürrenmatts Stil (wenn man von Stil schon sprechen kann) ist ein expressionistischer: ekstatisch nach dem Sinn des Lebens an der Himmelstüre anklopfend — ernüchtert in Angst (und manchmal Unflat) wühlend. Zwischen Huren und Propheten, Geilheit und Verzückung schlägt sein Werk aus in einer Sprache, die Gotthelf mit Wedekind vermaßt. Das ist wesentlich unlateinisch: in der französischen Übersetzung Guido Meisters mußte dieser nervöse Überschwang, die im Satz wie Eisschollen im Wildwasser herumschnellenden, gegeneinanderstoßenden Appositionen und Interjektionen geglättet, linear ausgerichtet werden, — was bedeutet: ihrer Gewalt beraubt, banalisiert werden.

Ghelderode geht, wo er noch so ungestüm ins Maßlose ausbricht, immer von einer maßvollen, gebändigten Sprache aus. Sein berauschter Pansexualismus ist eine Fiebervision, der indes die treffende, nacherlebbare Formulierung nie entgleitet. Das «*Grand Guignol*», im Bestreben, seinen Ruf als Bühne blutrünstiger Schauerdramen zu verbessern, führte «*La Farce des Ténébreux*» von Ghelderode auf. Vom Fuße des Montparnasse, wo Dürrenmatts Wiedertäufer von Gier und Sündenvergebung stammelten, nach Montmartre, wo farbentrunkene, aphrodisiakische Götzenanbetung getrieben wurde, breitete sich einige Wochen lang das dionysische Theater aus.

Noch ein anderes kleines Theater («le Studio des Champs Elysées») muß ich erwähnen, das — wiewohl mit ebensowenig Erfolg — ein Experiment wagte, diesmal mit einem biblischen Stück: «*Jacob et l'Ange*» des Portugiesen *José Regio*. Einem König, der über der Bibelstelle des Kampfes Jacobs mit dem Engel einschläft, erscheint im Traum der Kampf aufs neue. Er jedoch nimmt die Stelle Jacobs ein und ringt mit dem Engel. Sein neuer Hofnarr, so erkennt er beim Erwachen, ist der Engel, mit dem er den Streit durchstehen muß. Er verliert Schlag auf Schlag seine Frau (sie liebte insgeheim seinen Bruder), sein Königreich und seine Würde. Entmachtet, vom Engel in Narrengestalt fast um den Verstand gebracht, fleht er seinen Bruder, den neuen König, um die Gunst an, diesen Peiniger hinzurichten. Den Narr können sie töpfen, der Engel steigt nach drei Tagen aus dem Grab. So sieht der König ein, daß in diesem Kampf zu unterliegen keine Schande, sondern Gewinn ist: der Engel führt seine Seele versöhnt und geläutert zum Himmel.

Dies Stück ist aus dem Geist des Mysterienspiels geboren, eine theologische Moritat, die vor andächtigem Volk seine Wirkung nicht verfehlten dürfte. In einem Theater und in einer Stadt aufgeführt (zumal in Paris, wo jeder fiebhaft nach dem «heutigen» Sinn, der Erlösung vom «heutigen» Übel sucht), trifft uns dieses einfache, dünne Mysterium nicht ins Herz. Ein Mysterium muß sich

aufdrängen und jede andere Wahl durch seine Wirklichkeitskraft ausschließen. Wer es als einzige Möglichkeit des Heils und der Lösung anzunehmen zögert, macht es hinfällig.

* * *

Die eigentliche Entdeckung dieses Winters war keines dieser drei Dramen; sie blieb dem «Théâtre Babylone» vorbehalten, welches das erste Stück Samuel Becketts *«En attendant Godot»* aufführte. Der Verfasser ist Irländer, war lange Jahre englischer Lektor an der Ecole Normale Supérieure und mit James Joyce, den er ins Französische übertragen hat, eng befreundet. Er hat zwei Romane veröffentlicht (*«Molloy»* und *«Malone meurt»*), die beide den Menschen auf der Nullstufe seiner Existenz zeigen: Molloy, den ziellos herumstromernden Vagabunden, Malone, auf dem Totenbett qualvoll genau den eigenen Verfall notierend. Die Gestalten Becketts stehen hart am Versiegen der menschlichen Substanz, sie sind gelähmt, unfähig zur Handlung, zur Begegnung. Die Vergangenheit entgleitet ihnen: sie können sich nicht mehr erinnern, was vor einigen Stunden geschehen ist. Aber woran sollten sie sich auch erinnern? Es ist nichts geschehen, es sei denn irgend etwas völlig Nutzloses, und es wird nichts geschehen, es sei denn etwas ganz Gleichgültiges. Sie leben nur aus Routine weiter, weil «es» in ihnen weiterlebt.

In diese Atmosphäre fauliger unbewegter Luft, wo die Lungen nur mühsam arbeiten, das Leben nur matt dahinsiecht, stellt Beckett zwei Landstreicher, Wladimir und Estragon (kurz Didi und Gogo genannt), die auf Godot warten. Wer ist Godot, der ihnen auf dieser schmutzigen Landstraße, neben dem verkümmerten Baum *Rendez-vous* gegeben hat? Ist es Gott? wird er ihnen die Erlösung bringen von ihrem streunenden Dasein? Keiner der beiden weiß es. Sie sitzen stumpf und stur da und schlagen die Zeit tot mit unzusammenhängenden Reden, denen nie Antwort wird. Die Welt stünde ihnen offen, sie brauchten nur die Straße nach rechts oder links einzuschlagen, aber *à quoi bon?* Sie haben alle Straßen abgetippelt; wohin haben sie geführt? Ins Endlose und ins winzig Begrenzte, an diesen Straßenrand, neben diesen verdornten Baum. Der Raum ist grenzenlos und zugleich in diesem einen Punkt zusammengeballt. Lohnt es sich da, weiterzugehen?

«En attendant Godot» zeigt den Nullpunkt des Theaters an, darunter geht's nicht mehr. Es ist das Theater ohne Handlung, des Wartens allein, ohne Schicksal, des bloßen Zustands, des seelischen Einzellertums. Wieso packt das Stück dennoch? Wieso lässt sich der Zuschauer dies zermürbende Warten der beiden Stromer gefallen, wo er doch ebenso wie sie merkt, daß Godot nicht kommen wird, daß das Heil ausbleibt und selbst die Suche danach (welche die Kunst seit den Epen des Mittelalters bis zu Kafkas *«Schloß»* speiste) vergeblich und somit zwecklos ist? Der Grund ist wohl der, daß jeder Zuschauer in der Situation Gogos und Didis die seine erkennt. Ein jeder von uns hat die Sinnlosigkeit des Reisens, des Raum-um-Raum-Vertauschens erfahren, ein jeder von uns wollte schon die Last seines Lebens wegwerfen und suchte seinen Eiffelturm, von wo sich hinabzustürzen, und jeder hat gerade aus dem Gefühl der Sinnlosigkeit heraus von diesem Sprung abgelassen, ein jeder schließlich wartet auf Godot, auf die erlösende Sinngebung seines umhergetriebenen Lebens. Dies unausweichliche Angesprochensein würde jedoch nicht genügen; zu wissen was uns bedrückt, ist nicht genug. Wir wollen in der modernen Literatur einen Wegweiser zur Rettung haben.

Die beiden Vagabunden warten vergebens, Godot vertröstet sie von einem Tag auf den andern. Während sie in ihrem Warten dahinbrüten, regt sich in diesem Vakuum der Menschlichkeit schüchtern und unsicher ein Gefühl, das die beiden verbindet: die Freundschaft. Ihre Gespräche sind meist Monologe, wo jeder am andern vorbeispricht, aber im Tiefpunkt ihrer Verlassenheit rettet sie die Anhänglichkeit aneinander vor dem Untergang in Verzweiflung und Apathie.

Ein scheues Gefühl der untrennbaren Zusammengehörigkeit, das sie schamhaft sogleich verleugnen, wallt in ihnen auf. Das Glück über die unfaßliche Entdeckung, die es ihnen erlaubt, dem Nihilismus, dem sinnlosen Dahinsiechen zu trotzen, frischt ihren Lebensmut auf.

Dieses zarte Vertrauen des einen in den andern, diese noch amöboide Äußerung des Glaubens an den Menschen (und an Godot?) packt den Zuschauer und läßt ihn erkennen, daß Beckett in diesem Werk einen Weg zu einem noch uneingestandenen Optimismus weist.

Es war vorauszusehen, daß die Durchsichtigkeit der Linienführung, die ständig gewahrte Einheit des Ortes und der Zeit die Assoziation der klassischen Regeln heraufbeschwören würde. In der Tat blieben die Stimmen nicht aus, die angesichts «En attendant Godot» von einem «klassischen Stück» sprachen, und das im Sinne hohen Lobes. Ich bin nicht der Meinung, daß dieser Ausdruck hier am Platz ist, noch daß er dem Stück oder Becketts Ausdrucksmöglichkeiten gerecht wird. Die klassischen Regeln legten einer überbordenden Visionsfülle, einer gierigen Wucherung der Sprache ein Gesetz auf, sie bändigten eine formlose, unmäßige Gewalt der Gefühle und Gelüste, sie stützten einen allenthalben ausschlagenden Sprachreichtum. Ohne das 16. Jahrhundert mit seiner ungehemmten Aussprößung der Sprache und seiner Saftigkeit des Lebensgefühls ist das strenge, gebändigte klassische Jahrhundert nicht zu verstehen. Die Einfachheit der dramatischen Handlung, die Reinheit der Sprache war nur im Kampf mit dem entfesselten Lebensappetit, der primitiven Sprachwildheit zu erringen. Dieser unablässige Kampf, der hinter der Glätte der Form noch spürbar ist, verleiht dem klassischen Theater sein besonderes Pathos.

Anders bei Beckett. Die Knappheit der Szenerie, die Versammlung von Zeit und Ort an einem Punkt ist bei ihm nicht das Ergebnis einer Wahl, eines Widerstreits zweier dramatischer Ausdrucksweisen. Er zeigt uns die einzige mögliche Lebensform unserer Tage: Verzicht auf jede Veränderung der Zeit, des Raums (aber auch der Gedanken und Gefühle), denn der Glaube an die Wünschbarkeit einer Veränderung ist verloren gegangen. «En attendant Godot» ist eigentlich ein formloses Stück, wo nichts gebaut, sondern alles nebeneinander gelegt ist, amorph ausfließend. Man könnte Teile davon streichen, das Ganze wäre nicht wesentlich beeinträchtigt, wie man einem Annelidenwurm Segmente abtrennen kann, ohne sein Leben zu schmälern. Die monotone Grundstimmung des sich Dahinschleppens entspricht völlig unserem Lebensgefühl, das verzagte Grau in Grau ist die Grundfärbung des heutigen Lebens. Sie ist aber denkbar unklassisch, weil bar jeder inneren Energie, jeder kämpferischen Intensität. Selbst die Limpidität der Sprache kann für die «Klassizität» nicht beansprucht werden. Gogo und Didi sprechen in kurzen Hauptsätzen zueinander, die man sich simpler und klarer nicht denken kann: «Quelle journée! / Qui t'a esquinté? Raconte-moi. / Voilà encore une journée de tirée. / Pas encore. / Pour moi elle est terminée quoi qu'il arrive. (Silence.) Tout à l'heure, tu chantais, je t'ai entendu. / C'est vrai, je me rappelle . . .» usf.

So sprechen Menschen am Rande der Ermattung, des Versiegens, nicht solche, die jedes Wort in das Maß der schönen Schicklichkeit zügeln.

Der Vergleich mit der Klassik soll uns helfen, dem verwirrenden Stück die Ausmessungen seiner Bedeutung und seines Rangs abzustecken. Es ist vor allem bedeutsam als dramatisches Zeitdokument, denn in ihm sind alle Symptome unserer Mutlosigkeit und Deroutierung enthalten, alle Motive unseres Nichthandelns und alle Worte, die wir zur Beschwichtigung uns vorsprechen. Darüber hinaus keimt darin, zum ersten Mal in der zeitgenössischen Dramatik, ein neues Vertrauen zum Menschen auf, ein Glauben an die Heilkraft der Freundschaft, welche dem Menschen erlaubt, seine Not zu überwinden. «En attendant Godot» ist das stärkste, intensivste Theaterstück der Nachkriegszeit, denn es zieht seine Kraft ohne Kniffe

und Mätzchen nur aus der menschlichen Substanz, so schadhaft und kümmerlich, wie sie übrig geblieben ist. Es hat die Gemüter aufgerüttelt, es zwang die Zuschauer zur Einkehr in sich selbst. Wie kaum ein zweites Werk steht es in enger Wechselwirkung zu seiner Zeit: es schöpft aus ihr die Vision, es leitet seine Kraft auf den diese Zeit Erlebenden über. Ist es da so wichtig, zu erforschen, ob später, wenn ihm dieser Nährboden entzogen ist, es der selben Wirkungs- und Läuterungsgabe mächtig sein wird?

Georges Schlocker

Der Film

Filmepen des Alters: Chaplins «Limelight» und de Sicas «Umberto D.»

Es ist etwas vom Bedenklichsten an unserer Zeit, daß sie für den alten Menschen keinen Platz hat. Etwas vom Schönsten ist es, daß die im Äußerlichen so armselige, innerlich so reiche Situation des älteren Menschen in zwei Filmwerken wahr und gültig gestaltet worden ist, gültig, weil beide sich über die Situation des Einzelnen oder einer Vielzahl hinausschwingen zu einer vollen Schau des Menschendaseins. Die Schöpfer der beiden Filme sind im echtesten Menschen-tum wurzelnde Künstler: Charly Chaplin und Vittorio de Sica

«Limelight» ist die Geschichte eines alten Clowns, den das Publikum nicht mehr lustig findet, den die Managers nicht mehr lancieren, der nur in Rausch und Traum noch seine einstigen Erfolge wiedersieht, wenn ihn drei Straßenmusikanten, deren Los ihm drohend als das seine vor Augen steht, in den Schlaf gespielt haben. Er ertappt eine junge Ballettratte bei einem Selbstmordversuch; sie leidet an hysterischer Beinlähmung, weil ihre Schwester ihr mit dem eingebürgertsten der unbürgerlichen Berufe die Ausbildung ermöglicht hatte. Er bringt sie ins Leben und durch die Erschütterung seiner Niederlagen zum Tanzen zurück. Sie wird eine gefeierte Ballerina. Man erinnert sich hier an die Brötchen-Ballerina im «Gold rush»: Charlot offeriert der Bewunderten ein Nachtessen und unterhält die nur in seiner Imagination Anwesende mit einer Tänzerin, deren Füße er mit zwei auf Gabeln aufgespießten Brötchen, deren Gesicht er mit dem seinen und deren Tanz er mit der Kraft des Einfalls und der Vorstellung aus dem Nichts schafft. In «Limelight» macht Calvero mit der Kraft seines Glaubens das kleine, seelisch kranke Mädchen zur gefeierten Tänzerin. Damals war es nur heiteres Spiel der wehmütigen Phantasie, heute ist es ein Spiel um Tod oder künstlerische Vollendung, und doch macht das im Reich der in sich schauenden Seele keinen Unterschied. Der Unterschied liegt in der Entwicklung Chaplins, der damals noch nicht wagte, wozu er heute die Reife fühlt, die Welt zu verändern, sondern nur, sie sich zum Schönen verändert auszudenken, und sie durch dieses Spiel der Phantasie aufzuheitern. Heute hat Chaplin die letzte Maske abgelegt und ist unter dem Namen Calvero ganz er selbst; er spielt mit seinem eigenen Gesicht, aus dessen Zügen er das Bild einer Rose, eines Stiefmütterchens, eines Veilchens anrufen kann: er ist ein älterer, distinguerter Herr, der ein leichtes Angetrunkensein zu verbergen weiß; er spielt einen Künstler, der ihm nach Beruf, Berufung und Schicksal vielfach gleicht. Die Clown-Maske bewahrt den Charakter des nur Übergezogenen, mit welchem die Vereinigung nur für kurze Momente möglich ist; in diesen Augenblicken der Gestaltwerdung der gespielten Figur opfert Chaplin-Calvero sich ganz für sie auf, löscht sich aus, um sie zu verlebendigen; es ist ein Beruf wie das Leben selbst, ein Beruf zum Tode. Denn zum Leben

ist es für Calvero zu spät; er kann sich nicht mit der Tänzerin, die ihn aus Dankbarkeit lieben will und von der Dankbarkeit beinahe noch einmal gefesselt wird, nochmals zum Leben verbinden, sondern muß sie dem Jungen, dessen Kommen er weise vorausahnte, lassen.

«Umberto D.» ist die Geschichte eines pensionierten Beamten, dessen Pension zum Leben nicht ausreicht. Was er noch irgend von Wert hat, muß er versetzen, verkaufen, um wenigstens die Zimmermiete im Logis einer Kupplerin bezahlen zu können; doch mit aller Anstrengung kann er die Schuld nicht abtragen. In diesem Logis ist ein Küchenmädchen beschäftigt; nur zu ihm findet Umberto D. noch eine menschliche Beziehung. Das Mädchen schaut jeden Abend durchs Fenster im Zimmer Umbertos auf den Ausgang der Kaserne hinunter und winkt zwei Soldaten, von deren einem es ein Kind trägt, von denen aber keiner zur jungen Mutter stehen will. Außer zu diesem Mädchen hat Umberto D. nur noch zu seinem Hund eine gefühlsmäßige Bindung, alle andern, selbst die vom gleichen Los betroffenen alten Pensionierten, wenden sich von ihm ab. Einmal, als der Hund in seiner Abwesenheit weggelaufen ist, kann er ihn gerade noch beim Abdecker finden und für sich retten. Aber seine letzten Ressourcen sind jetzt zu Ende, die Schulden kann er nicht zahlen, er wird aus dem Logis geworfen, einstige Kollegen sind kurz angebunden, betteln zu gehen gibt ihm sein Stolz nicht zu; es bleibt scheinbar nur den Tod. Doch für den Hund läßt sich kein rechter Platz finden; gegen den gemeinsamen Tod wehrt sich das Tier. Es flieht davor zurück ins Leben und gewinnt seinen Herrn dem Leben wieder. —

Die Erzählungen beider Filme sind höchst einfach und wirken, erzählt man sie so, etwas sentimental; die Filme sind es aber nur im höchsten Sinne jener Gefühlsdichte, welche die gültige künstlerische Aussage über den Menschen prägt. Der bedeutenden Aussage dient die vollendete künstlerische Gestaltung beider Werke: ein Versuch «filmischer» Kritik müßte hier stranden. Nicht Worte können da berichten, nur Augen schauen. Zwei Filmhandwerker höchsten Ranges bedienen sich für ihre Aussage der richtigen Mittel. Das Bild will nicht für sich einnehmen, einleuchten, auffallen, es hat nur dienend ein Menschenschicksal, das Menschen- schicksal sichtbar zu machen.

Dieses Schicksal ist das eines alten Menschen, der aus dem Wirtschafts- und dem Erwerbsleben, aus den gesellschaftlichen Beziehungen, aus den Herzen der andern ausgeschlossen worden ist. Das Schicksal irgendeines der vielen Alten, für die in der städtischen Kleinfamilie der Jungen kein Raum mehr ist, deren traurige Situation statistisch durch die Herabsetzung der Sterblichkeit und wirtschaftlich durch die Bevorzugung der Jungen bedingt ist. Die Vereinsamung des heutigen Menschen wirkt sich im höchsten Maße bei den Alten aus, denen verwehrt ist, der Einsamkeit durch die Verbindung mit dem andern in der Liebe oder durch die Entfaltung mannigfacher Beziehungen in Familie, Beruf und Freizeit zu entrinnen. Da in beiden Filmen alle drei Lebensalter sichtbar werden und die Stimmen der Jugend, der Mitte des Lebens und des Alters kontrapunktisch nebeneinander geführt sind, geben sie einen Blick ins Leben, nicht lediglich eine Anekdote, eine Geschichte. Menschliches Verständnis ergibt sich jedoch nur zwischen dem Alter, das sich schon weit erfüllt hat und geduldig genug ist, auf die Not der Jugend zu hören, und dieser, die der Hilfe bedarf. Die Güte des Alters neigt sich dem Guten der Jugend, die Güte und das Gute, die beide einen schweren Stand haben in der großen Welt der Geschäftigen; in ihrem Abstand von der Welt der Geschäftigen finden sie sich wenigstens für so lange, bis der Junge vom Strömen der äußeren Welt erfaßt wird, bis es die junge Tänzerin wegrächt auf die Höhe des Erfolges und der Liebe, bis das kleine Dienstmädchen ihrer Mutterschaft und ihrer Verlassenheit gewiß ist. Auf der Höhe des Lebens sind die Menschen aber an dessen Oberfläche, da wo Gelten für Sein geht, Geschäft für Freundschaft, Beziehungen

für Liebe. Das ist die Welt der wertblinden, erfolgspfiffigen Manager, die Welt des Publikums, das sein Vergnügen als Geschäft erledigt, die Welt der Kupplerin, der die Liebe ein Mietvertrag über ein Zimmer, die Ehe ein solcher über eine Wohnung ist, die Welt, in der kein Platz ist für fröhlich strolchende Hunde, die Welt, die an Straßenmusikanten und Bettlern vorbeieilt und ihnen gedankenlos ein paar Rappen in den Hut wirft oder es gedankenlos nicht tut. Die Welt, die für die Alten und die Jungen gleicherweise weder Raum noch Zeit hat; keinen Raum außer der Straße, keine Zeit außer der für ein augen-blick-loses Almosen. Die Straße ist der einzige Weg, den die Öffentlichkeit auch den Alten zu gehen nicht verwehrt. So winkt die Straße Calvero und Umberto D. als einziger Ausweg. Jener schließt sich den drei Straßenmusikanten an und hält freundlich und würdig den Hut hin. Dieser vermag es nicht ganz; er stellt sich an einer Straßenecke auf, hält die Hand zögernd zum Betteln hin, zieht sie aber scheu wieder zurück oder simuliert, er habe das Wetter prüfen wollen. Zweimal der Sieg der Menschenwürde über die Demütigung der Straße: einmal durch die Demut des Dankes, einmal durch den Mut, die Würde mit einer kleinen Lüge zu retten. Die Straße ist das Äußerste in der städtischen Existenz, die letzte Herausforderung der großen, achtlosen Welt. Dann wird dem Würdigen die Versöhnung zuteil: Calvero dank seiner hohen Kunst, Umberto D. durch die Kreatur. Calvero darf noch einmal aufgehen ins intensivste Leben seiner Clownerie; er rafft die Wirrnis, die Unzulänglichkeit, die Mißverständnisse menschlicher Existenz nochmals in eine kurze Groteske zusammen, über welche das befreiende Virtuosenstück auf der Geige gesetzt ist; dann schenkt sich ihm die Befreiung durch den Tod. Umberto D. sucht umgekehrt den Tod, aber der kleine Köter zwingt ihn zum Spielen, zum Lachen, zum Leben. Tod durch die Kunst, Leben durch die Kreatur, zwei Spielweisen einer Lösung: der Versöhnung mit der Welt.

Oscar Vogel